

Naogeorg,

das ist, wie wenn die Spielvereinigung Unterhaching einmal in der Champions League spielte. Doch die Rede ist von der Weltliteratur. In ihren Geschichten, zumindest der deutschen, wird Naogeorg zwar lobend erwähnt, aber letztlich doch auf eine so nebensächliche Weise, dass er mir nicht einmal in die Rubrik „müsste man eigentlich unbedingt gelesen haben“ meiner langen Liste ungelesener Bücher gekommen wäre. Aufmerksam wurde ich erst auf ihn, als ich erfuhr, dass er aus Straubing käme.

Martini bezeichnet Naogeorg als den „größten protestantischen Kampfdramatiker“ (S. 123), synonym wird er auch als „Tendenzdramatiker“ bezeichnet. Damit ist er auch schon disqualifiziert. „Hat man uns doch schon früh eingeschärft, ja nicht wegen des Stoffes zu lesen.“ (Nachwort Sealsfield, S. 92)

Naogeorgs Erstlingsdrama „Pammachius“ erschien 1538 in Wittenberg auf lateinisch, 1540 lag eine vom Verfasser autorisierte deutsche Übersetzung des Johann Tyrolff vor, die ich gelesen habe. Der Pammachius „muß wie eine Sensation auf die Zeitgenossen gewirkt haben, sie hat ihren Autor in kürzester Zeit auf dem europäischen Kontinent berühmt und berüchtigt gemacht. Nicht viel mehr als 20 Jahre nach Luthers Thesenanschlag war die Thematik der Kritik am Papsttum und an der römischen Kurie so erregend und interessant wie eh und je.“ (Naogeorg, Nachwort, S. 593)

Ich war darauf gefasst, eine sich als Drama tarnende „Hetzschrift“ gegen das Papsttum zu lesen, und war überrascht, mit

welch großem historischen Atem, mit welch tiefem Sinn diese „neue Tragödie“ die Zeichen der Zeit zu deuten versucht.

Die Problematik des Naogeorg stellt sich mir so dar: Das frühe Christentum glaubte an die baldige Wiederkehr des auferstandenen Messias, an ein völlig neues Zeitalter und den neuen Menschen, nur noch unterbrochen durch eine beschleunigte Zeit schwerster Prüfungen, in der die weltweite Verbreitung der Frohen Botschaft erfolgen soll. „Es sind letzte Zeiten“, schreibt Ignatius von Antiochien in seinem Brief an die Epheser anfang des 2. Jahrhunderts (Edition Fischer 11,1; vgl. auch 1 Jo 2,18; 1 Kor 7,29; 10,11.) – Mit Luther, dem neuen Propheten, wird diese neue Zeit endlich eingeleitet. Doch dazwischen lagen letztlich tausend Jahre, in der falsche Propheten, das Papsttum, Kriege und teuflische Verwirrungen die Welt und die Seelen beherrschten.

Diese tausend finstern Jahre sind aber, so Naogeorg, gottgewollte. Jesus Christus selbst ist es, der dem Teufel freies Spiel auf der Erde lässt, um die wenig Auserwählten schwer in ihrem Glauben zu prüfen.

So wird das „finstere Mittelalter“ eingeleitet (Naogeorg, S. 33f.):

PETRUS.

Mein Meister/ ist denn itzund da die zeit?
Da Satan haben sol das Regiment
So graulich irthumb machn an allem endt?

CHRISTUS.

Ja traun? denn rechnet ihr auch selbst die zeit.
Und weil nu ist das end der welt nicht weit
Wie itzt dem Teuffel wird sein will gestatt/
Als was er mit sampt seiner Rott für hat/
Des haben sie nur köstlich gut gefehll
Auff das sie ewig brünnen inn der hell.

PETRUS.

Wenn denn der feind all ding also verkert?
Wie wirts denn gehn dein heylgen Namen wert?

CHRISTUS.

Denn werden ihr wol Tausent sein gewis
Darunder kaumet einer der recht wiß/
Das ich der Heyland sey/ und werden all
Unrechtes glaubens sein in solchem fall
Und haben andre Namen ihn erticht/
Darauf sie setzen als ihr zuvorsicht. ...

Pammachius, der „Alleszerstörer“, der Papst, und Porphyrius, sein Berater – er war ein neuplatonischer Philosoph und Verfasser einer Polemik gegen das Christentum (seine Einführung in die Kategorien des Aristoteles ist vorzüglich) – sind die ersten, die vom Teufel umgepolt werden, nachdem die Wahrheit die Welt verlassen musste. Nun kommt für beide die schwierige Aufgabe, auch den Kaiser, also Julian, für die verwerfliche Sache zu gewinnen, der anfangs gar nicht versteht, wie der Papst sich nunmehr in die weltlichen Händel einmischen und selbst die oberste weltliche Macht werden möchte. Julian, der Abtrünnige, ist hier als ein Verführter dargestellt, der sich schließlich der Autorität des Papstes beugt. In einem großen Gelage mit dem Satan und seinem Gefolge wird der Pakt mit Papst und Kaiser besiegelt.

Aber der Anblick der vom Satan verwüsteten Welt ist vom Himmel aus kaum noch zu ertragen, und die Wahrheit klagt fürchterlich über diesen Zustand. Endlich darf sie zusammen mit Paulus auf die Welt zurückkehren, denn in Wittenberg keimt eine neue Hoffnung auf mit Theophilus, dem Gottesfreund, also Luther, der den Kampf gegen den Satan und seine Verbündeten aufnimmt.

Fürchterlich, fast aussichtslos tobt dieser Kampf, kein menschlicher Akt kann die Lösung bringen und folglich schließt das Drama nur mit einem „Epilog“:

„Verehrte Zuschauer, erwartet nicht, daß diesem Stück noch ein fünfter Akt hinzugefügt wird; ihn wird dereinst Christus zu seiner Zeit zu Ende führen. Inzwischen aber lassen die Beschlüsse des vierten Aktes die Ereignisse hin und her gehen, wie man an der Gegenwart sieht. Das Werk Satans übertönt jetzt alles. Das Papsttum und die gottlosen Bräuche nimmt man in Schutz. Man streitet eifrig wider Christi Herrlichkeit, um Aberglauben und Zeremonien, die mit der Schrift und Gottes Wort in Widerspruch stehen. Viel christliches Blut wird täglich vergossen, als ob gar derjenige der wahrhafteste Verehrer Gottes sei, der viele Mordtaten an Menschen begangen hat und der seine Lust daran hat, Menschen umzubringen.

Die Türken wüten heftig gegen uns. Wir aber wüten nicht weniger gegen uns selber, so daß es für Christen eine Last ist, zu leben und beständig dem traurigen Spiel Satans zuzusehen. Und es steht nicht zu hoffen, daß durch menschlichen Ratschluß die Verhältnisse sich bessern werden, wenn nicht Gott durch die Ankunft seines Sohnes dieser Tragödie ein Ende macht. Er möge die Seinen aus der Welt hinwegnehmen, wie das Gold aus dem Schmutze, und die Bösen dem ewigen Feuer überantworten – das wird das Schreckensende des ganzen Stückes sein.“ (Übersetzung nach Trillitzsch, S. 529)

Naogeorg war also ein begeisterter Verfechter der Sache Luthers. Aber die Fronten waren nicht nur zwischen Lutheranern hier und Papisten dort, sondern schon bald entstanden weitere „Irrlehren“ wie die Zwinglis, Calvins oder der Wiedertäufer, die sich untereinander ebenfalls aufs Schärfste bekämpften. Und da Naogeorg vorne mitstürmte, war er auch allen, ständig wechselnden Fronten ausgesetzt und wurde mal des Calvinismus, mal des Zwinglianismus verdächtigt. Eine Folge davon war, dass er seine Pfarrstellen immer wieder wechseln musste.

Geboren wurde Naogeorg (Thomas Kirchmair) ca. 1508/09 in Straubing. Das hat fast einen symbolischen Charakter, denn Straubing wurde zum Zentrum der Reformation in Altbayern. Die Wittelsbacher betrieben aber bald eine Politik der „ausschließli-

chen Katholizität“, und so traf seit 1558 die Gegenreformation Straubing und die anderen reformierten Gemeinden an der Donau besonders hart; Ulrich Schmidl, der Weltentdecker und Ratsherr, musste z.B. 1562 in die freie Reichsstadt Regensburg umsiedeln. Erst im Zuge der fränkischen und schwäbischen Gebietserweiterungen kam es in Bayern zum Religionsedikt vom 10. Januar 1803, in dem alle christlichen Konfessionen rechtlich gleichgestellt wurden. Aber auch dann noch gab es Kräfte, die weit bis ins 19. Jahrhundert versuchten, zumindest die Gebiete südlich der Donau möglichst rein katholisch zu erhalten (näheres bei Werner Friedrich).

Als junger Mann wurde Naogeorg vom Zentrum der Reformation angezogen. „Um 1535 taucht er als Pfarrer zu Sulza an der Ilm im heutigen Sachsen-Weimar auf, 1541 wird er Pfarrer zu Kahla, ein glühender Anhänger der neuen Lehre, freilich bald des Zwinglianismus verdächtig.“ (Theobald, S. 2) Im August 1446 wurde er wegen seiner Irrlehren in Weimar verhört, entzog sich aber den Auflagen und floh. In den folgenden Jahren ließ er sich in Augsburg und im Allgäu (Kaufbeuren, Kempten) nieder, studierte kurzzeitig in Basel die Rechte und gelangte 1551 für neun Jahre nach Stuttgart, dann nach Backnang und Esslingen, das er im Januar 1563 verlassen musste. Er starb am 29. Dezember 1563 im kurpfälzischen Wiesloch an der Pest, wie zuvor auch schon seine Frau und die meisten seiner Kinder.

Naogeorg glich dem Don Camillo. „Er war eine starre, eigenwillige Persönlichkeit, die sich nirgends in die Verhältnisse schicken wollte, er war unruhig, masslos heftig, jähzornig.“ (Theobald, S. 106) Ständig sieht man ihn in irgendwelche Streitereien in und außer dem Hause verwickelt, und dies machte es seinen religiösen Widersachern einfach, da sich leicht formale Gründe vorschieben ließen, wenn er aus religiösen Gründen nicht mehr tragbar war. Der folgende Schwank führte zu seiner Entlassung aus Stuttgart (Theobald, S. 71f.):

Die Entlassung des Naogeorgus aus dem Pfarramt St. Leonhard.

Den äusseren Anstoss zu seiner Entlassung aus dem Pfarramt bei St. Leonhard gab sein Streit mit den Stuttgarter Wächtern, der innere Grund zu derselben lag darin, dass seine Sonderansichten über manche Punkte der Lehre an den Tag getreten waren.

Mehrere der zum Teil aus der Bürgerschaft genommenen Wächter, welche für die Sicherheit der Stadt während der Nacht zu sorgen hatten, pflegten, sobald sie ihr neben dem Pfarrhaus St. Leonhard gelegenes Wächterhäuschen betraten oder verliessen, mit ihren Stöcken auf das Pflaster zu schlagen, um ihre Anwesenheit auf der Wache zu bekunden. Diesen Brauch empfand Naogeorgus seit dem Herbst 1559 als eine absichtliche, ihm zum Aerger geschehende Ruhestörung und bemühte sich, ihn abzustellen. Zuerst ersuchte er die Wächter selbst, den Lärm einzustellen, freilich vergebens, hierauf wandte er sich an deren Vorgesetzten, ebenfalls ohne Erfolg. Ungefähr Mitte Oktober abends 7 Uhr rief er zwei Wächtern, die eben mit ihren Stöcken an das Pflaster geschlagen hatten, von seinem Fenster aus heftige Schimpfworte zu. Als dieselben eine Stunde später wieder Lärm verursachten, eilte er mit seiner Frau herbei, ihre Namen festzustellen, wobei es wenig schön zuging. Am folgenden Morgen erstatteten die beiden Wächter von dem Vorkommnis dem Bürgermeister, bei dem anscheinend bereits ein Schreiben des Naogeorgus eingetroffen war, Anzeige. Der Bürgermeister untersagte daraufhin den Wächtern das Lärmen vor dem Pfarrhaus bei St. Leonhard. Diese beachteten das Verbot kaum einige Tage. Als sie wieder in gewohnter Weise handelten, schleuderte Naogeorgus von seiner Wohnung aus einen Ziegelstein gegen sie. Die Wächter brachten denselben als Beweis des gegen sie verübten Angriffs vor den Bürgermeister, Naogeorgus meldete dieses Vorkommnis auch und drohte, er werde, falls die nächtlichen Ruhestörungen, die ihm zum Aerger geschähen, nicht abgestellt würden, auf die Wächter nicht bloss mit Steinen werfen, sondern auch mit Feuerbüchsen schiessen.³² Als seine Bemühun-

³²Dass Naogeorgus Feuerwaffen im Besitz hatte, ergibt sich daraus, dass nach

gen erfolglos blieben, wandte er sich an den Herzog und bat, wenn das Lärmen nicht beseitigt werden könne, anderswohin versetzt zu werden. Dass er um Versetzung eingab, hängt damit zusammen, dass ihm im Oktober 1559 die bisherige Weinbesoldung um die Hälfte verkürzt wurde, wobei gesagt wurde, er habe bisher widerrechtlicher Weise zuviel bekommen. Der Landhofmeister untersagte daraufhin den in Frage kommenden Wächtern ihr Gebahren, diese aber hielten mit ihren Klagen gegen Naogeorgus nicht zurück. Donnerstag, den 26. Oktober, hörte Naogeorgus sie wieder ans Pflaster schlagen. Nun schmähte er sie von seinem Fenster aus. Eine Stunde später stand er, eine bloss Wehr in der Hand, an der Kirchenecke. Um 9 Uhr lauerte er wiederum daselbst. Diesmal kam es zu einem Zusammenstoss, in welchem die Wächter vor Naogeorgus fliehen mussten. In derselben oder in der folgenden Nacht wurden dem Naogeorgus die Fenster eingeworfen, was er natürlich den Wächtern zuschob. Von letzterem machte er dem Kanzler Mitteilung und fügte bei, der Herzog möge, wenn er seine Tätigkeit wünsche, ihn selbst versetzen oder ihm gestatten, sich eine andere Stellung zu suchen. Samstag, den 29. Oktober, kam es zu einem neuerlichen Zusammenstoss, wobei Naogeorgus durch einen bürgerlichen Wächter, namens Balthasar Keller, einen bis auf die Hirnschale gehenden Hieb erhielt, sodass er 6 Wochen darniederlag. Trotz der späten Stunde entstand ein grosser Auflauf der Bürgerschaft. Dieselbe äusserte sich anscheinend sehr unzufrieden über das Vorkommnis, das heisst, über den Angriff auf die Wächter. [...]

Als die Wunde des Naogeorgus geheilt war, wollte er sein Amt wieder aufnehmen. Die Kirchenräte untersagten ihm das jedoch und richteten am 18. Dezember 1559 ein Schreiben an den Herzog, sie seien der Ansicht, dass Naogeorgus nicht länger im Württembergischen, besonders im Stuttgarter Kirchendienst behalten werden dürfe; er stimme nämlich in der Abendmahlslehre nicht mit den

einer vor Gericht gemachten Aussage er im Sommer 1558 mehrmals bei Tag aus seinem Fenster schoss.

Württembergern überein, habe auch Sondermeinungen über die Kindertaufe und den Kinderglauben; sein privates Verhalten gebe fortwährend zu Klagen Anlass; der Vorfall mit den Wächtern biete eine gute Gelegenheit, ihn zu entlassen; in Ansehung seiner Gelehrsamkeit und seiner 9jährigen Tätigkeit in Stuttgart möge der Herzog ihn mit einem Geschenk von 40 bis 50 Gulden oder mit einer stets widerruflichen Pension von 25 Gulden entlassen.

Soweit Theobald. Hätte man einen solchen Kerl heute zum Nachbarn, würde man wohl von einem höchst unangenehmen Zeitgenossen sprechen, und doch sind es gerade diese menschlichen Schwächen, die ihn heute eher sympathisch machen.

Von seiner hässlichsten Seite zeigt sich aber Naogeorg, wenn er als ein vom Hexenwahn Besessener auftritt; seine Entlassung aus Esslingen (nach seinem Rauswurf aus Stuttgart) hing sogar damit zusammen, da er in seinen Anklagen gegen die Hexerei zu eifrig vorgegangen war. (Theobald, S. 100 f.) Wiederum sind bei diesem Entlassungsverfahren persönliche Händel wegen der Hexenbeschuldigungen mit theologischen Streitfragen schwer durchschaubar verknüpft. Dieser Fall bestätigt das öfter gehörte Urteil, dass es in der Frage der Hexenprozesse keine gravierenden Unterschiede zwischen der alten, katholischen und der neuen, evangelischen Richtung gab, auch nicht bei dem humanistisch gebildeten Naogeorg, der ansonsten auf „Selbständigkeit des Urteils“ drängte und forderte, man möge doch die Schriften derjenigen lesen, bevor man sie als Ketzer verdamme. (Theobald, S. 105)

Naogeorg stuft die Zeit zwischen der ausgehenden Antike und der kommenden Neuzeit als teuflisch, finster usw. ein. Beginnend mit Petrarca, der ca. 1340 die „dunklen Jahrhunderte“ einführte (Russell, S. 65), findet man immer mehr Zeugnisse, die das Mittelalter disqualifizieren, so dass „mittelalterlich“ zum allseitigen Schmähwort wurde.

Wie erbärmlich diese Epoche gewesen sei, könne man daran sehen, dass „früher die Menschen dachten, die Erde sei eine Scheibe“,

wird heute gesagt. Erst Columbus habe die verblendeten Scholastiker von der wahren Erdgestalt in langen Kämpfen überzeugen können. Es scheint keine treffendere Charakterisierung des verschrobenern mittelalterlichen Weltbilds zu geben als dieses „früher dachten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“; man verwendet diese Redewendung, um die eigene Klugheit hervorzuheben gegen die Dummheit anderer. Auch in gelehrten Kreisen ist diese Ansicht weit verbreitet, gerade noch mit der Einschränkung, dass es in der Antike schon vereinzelte Gelehrte gegeben haben möge, die die Kugelgestalt der Erde lehrten, aber sie seien nicht gehört worden. Viele meinen sogar, zum geozentrischen Weltbild gehöre konzeptionell die Auffassung von der Erde als einer Scheibe und erst zum heliozentrischen die als einer Kugel.

Wer sich aber mit der antiken und mittelalterlichen Astronomie beschäftigt, wird feststellen, dass die Vorstellung einer kugelförmigen Erde zum Allgemeinwissen der Gelehrtenwelt gehörte und es nur vereinzelte Stimmen gab, die dieser Ansicht widersprachen. „Früher glaubten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“ muss also aus der Neuzeit stammen. Ich suchte in der Renaissance nach entsprechenden Aussagen und fand nichts. Dann suchte ich in der Aufklärungszeit, Voltaire, Diderot usw., danach und fand auch nichts. Im Juni 2002 äußerte ich im Diskussionsforum HASTRO (History of Astronomy) den Verdacht, dass dieser neuzeitliche Mythos im 19., vielleicht sogar erst im 20. Jahrhundert entstanden sei, denn vorher fände ich nichts dazu. Mir wurde geantwortet, dass dem genau so sei und dass Russells Buch „Inventing the flat earth“ genau davon handle.

Ich stellte jedoch fest, dass mich manche Leute ungläubig ansahen, so, als wollte ich mit kühlem Eis einen teuren Rotwein verdünnen, wenn ich ihnen erzählte, dass ihr „früher glaubten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“ ein neuzeitlicher Mythos sei, entstanden im 19. Jahrhundert.

In Funk und Fernsehen, in allen Medien, im Kabarett, auf Litfaßsäulen, in Leserbriefen, in Sachbüchern, in Theaterstücken, überall habe ich dieses „früher ... Erde ... Scheibe“ schon gefunden:

Das SZ-Fernsehmagazin kündigte am 23.12.2003 den Film „1492 – Die Eroberung des Paradieses“ (Regie: Ridley Scott, 1992) so an: „Um zu beweisen, dass die Erde nicht flach ist, macht sich Columbus (G. Depardieu) nach Indien auf.“

Der Film „Der Glöckner von Notre-Dame“ (Regie: Jozsef Cirko, 1997) beginnt mit dieser Texttafel: „Paris – 1480. Ein finsternes, unaufgeklärtes Zeitalter. Die Menschen glaubten, die Erde sei eine Scheibe und die Wahrheit Gottes befände sich auf handbeschriebenem Pergament in den Bibliotheken der Kathedralen. Alle fortschrittlichen Ideen wurden von der Kirche verfolgt. Der bloße Besitz eines bedruckten Blattes Papier war ein Verbrechen und konnte mit dem Tode bestraft werden.“ — Ich habe in meiner Victor-Hugo-Übersetzung (André Kerr) aus den 1920-er-Jahren nachgesehen, aber gar nichts zur Erdscheibe gefunden (es könnte freilich auch an der Übersetzung liegen). Der Roman vermittelte mir auch eine andere Stimmung als der Film; Hugo schildert zwar ein durchaus abergläubisches, jedoch kein finsternes, sondern ein buntes Mittelalter.

So sehr ist unser „früher dachten die Menschen ...“ schon zum kulturellen Reflex geworden, dass nun schon ein „und die Erde ist eine Scheibe“ für sich allein genügt und jeder sofort weiß, was gemeint ist. Im Dezember 2001 sah ich ein Plakat der Münchner Derag-Immobilien, das gegen Aktien polemisierte: „Aktien sind die einzig wahre Geldanlage. Und die Erde ist eine Scheibe.“ Das gleicht schon fast einem streng logischen Verfahren: Aussagen, die man als blödsinnig widerlegen möchte, werden zunächst aufgezählt und schlussendlich mit einem „und die Erde ist eine Scheibe“ ad absurdum geführt.

Näher die historische Wahrheit angepeilt: Die Kugelgestalt der Erde könnte erstmals von den Pythagoreern um 500 v. Chr. deutlich ausgesprochen worden sein, jedoch ist die Quellenlage etwas unsicher, da auch Parmenides und sogar Hesiod genannt werden (Diogenes Laertius, Buch VIII, 48); die Pythagoreer haben auch schon die Erde vom Mittelpunkt der Welt weggerückt, wogegen Aristoteles polemisiert (Vom Himmel, 293 a 15, S. 124 f.).

Man kann aber nicht einmal sagen, die ionischen Naturphilosophen hätten zuvor nur die Theorie von einer Erdscheibe gehabt, denn auch die früheren Zeugnisse sind schon differenzierter. Von Anaximander aus Milet, der im 6. vorchristlichen Jahrhundert lebte und der mit dem etwas älteren Thales befreundet war, wird berichtet: „Die Erde befinde sich in der Schwebelage, da sie, von nichts beherrscht, wegen des gleichen Abstandes (von den Grenzen der Welt) überall hin (in Gleichgewicht) verharret. Ihre Gestalt sei rund, gewölbt, einem Säulenschaft vergleichbar. Auf einer ihrer Grundflächen wohnen wir; ihr gegenüber befindet sich eine andere Grundfläche.“ (Howald/Grünwald, S. 12) — Wenn Anaximander nur noch etwas konsequenter sein „Schweben in der Mitte bei gleichem Abstand“ verfolgt hätte, dann wäre daraus schon eine kugelförmige Erde geworden, so aber nur ein Zylinder. Wenn wir auf einer seiner beiden Grundflächen wohnen, dann stellt sich die Frage, ob nicht auch auf der gegenüberliegenden Grundfläche Menschen wohnen können, d.h. das Problem der Antipoden, das im Zusammenhang mit der kugelförmigen Erde immer wieder diskutiert wurde, ist ebenfalls schon bei Anaximander angelegt.

Liest man die oben angegebene Textstelle aus „Vom Himmel“ des Aristoteles weiter, dann gab es vor seiner Zeit sehr vielfältige und teilweise abstruse Meinungen über die Form der Erde, aber die Kugelform setzte sich spätestens mit ihm durch. Sein Lehrer Platon hat sogar schon eine Raumfahrer-Perspektive: „Man sagt also zuerst, o Freund, diese Erde sei so anzusehen, wenn sie jemand von oben herab betrachtete, wie die zwölfteiligen Bälle, in so bunte Farben geteilt, von denen unsere Farben hier gleichsam Proben sind, alle die, deren sich die Maler bedienen. Dort aber bestehe die ganze Erde aus solchen und noch weit glänzenderen und reineren als diese. Denn ein Teil sei purpurrot und wunderbar schön, ein anderer goldfarbig, ein anderer weiß, aber viel weißer als Alabaster oder Schnee, und ebenso aus jeder anderen Farbe bestehe einer, und aus noch mehreren und schöneren, als wir gesehen haben.“ (Phaidon, 110 b, S. 59)

Bei Aristoteles wird die Kugelgestalt der Erde logisch notwendig, denn wenn die Erde unbeweglich im Mittelpunkt der Welt steht und die schweren Elemente sich um die Mitte gruppieren, dann könne nur eine Kugelgestalt daraus resultieren. Aber er nennt auch empirische Gründe, die für ihre Kugelform sprechen und redet auch schon darüber, dass man von der Meerenge von Gibraltar über den atlantischen Ozean nach Indien gelangen könne:

„Ferner ist es an der Erscheinung der Gestirne nicht nur sichtbar, daß die Erde rund, sondern auch, daß ihre Größe nicht bedeutend ist. Denn wenn wir unsern Standort nur ein wenig nach Süden oder Norden verändern, so wird der Horizont offenbar schon ein anderer, so daß also die Gestirne über unserm Kopf eine bedeutende Veränderung erfahren und überhaupt nicht mehr dieselben sind, wenn wir nach Norden oder Süden gehen. Denn manche Sterne sind in Ägypten und Kypros sichtbar, in den nördlichen Gegenden aber nicht und jene Sterne, die im Norden dauernd sichtbar sind, haben in jenen südlicheren Gegenden einen Untergang. Hieraus ist nicht nur klar, daß die Erde rund ist, sondern auch, daß sie nicht besonders groß ist. Denn sonst würde eine so geringe Ortsveränderung sich nicht so rasch bemerkbar machen. Darum scheint es, daß die Hypothese nicht allzu unwahrscheinlich ist, die die Gegend um die Säulen des Herkules mit derjenigen um Indien in Verbindung bringt und dort ein einziges Meer annimmt. Als Beweis führen sie etwa die Elefanten an, nämlich daß diese Tiere sich an jenen beiden äußersten Enden finden, offenbar, weil jene äußersten Orte durch ihren Zusammenhang dazu geeignet sind. Die Mathematiker endlich, die die Größe des Umfangs zu berechnen suchen, nehmen ungefähr vierhunderttausend Stadien an. Aus solchen Argumenten ergibt sich nicht nur, daß die Erde kugelförmig sein muß, sondern auch, daß sie im Verhältnis zu den andern Gestirnen nicht groß ist.“ (Vom Himmel, 297 b, S. 137)

Dass Erathosthenes danach die Erde vermessen und mit Ptolemäus das geozentrische Weltbild vollendet wurde, mit einer unbeweglichen Erde in der Mitte der Welt, um die Sonne, Mond, die übrigen Planeten und die Fixsternsphäre kreisen, zähle ich

wenigstens auf, um die Breite dieses Überlieferungsstroms zu verdeutlichen.

Auch von den Römern wurde dieses geozentrische Weltbild übernommen. Zeugnisse finden sich u.a. bei Ciceros „Vom Wesen der Götter“ (2. Buch, XLV, 116, Seite 121) und in der Naturkunde des Plinius, der sagt, dass über die Erdgestalt „eine einhellige Meinung herrscht. Mit Recht sprechen wir von dem Erdkreis und glauben, daß eine Kugel von zwei Polen eingeschlossen werde.“ (Buch II, LXIV, 160, S. 131) Kurz danach spricht Plinius davon, dass bei den Gelehrten und im Volk ein heftiger Streit über die Antipoden sei und wie es z.B. komme, dass das Meer nicht abfließe. Das zeigt, dass solche Fragen die Herzen vieler Römer, und nicht nur ihrer Gelehrten, bewegt haben. Seneca fordert in seinen „Naturwissenschaftlichen Untersuchungen“ fast großkotzig sogar dazu auf, es doch einfach mal zu probieren: „Wie klein ist doch der Raum zwischen den Küsten Spaniens und den Indern. Nur wenige Tagereisen weit, wenn der richtige Wind das Schiff treibt.“ (Erstes Buch, 13, S. 13) Und Ovids Metamorphosen bezeugen, dass auch in der Dichtkunst die kugelige Erde eine Selbstverständlichkeit geworden war: „Kaum hatte er – welcher der Götter es auch sein mochte – das Durcheinander so geordnet, zerschnitten und gegliedert, da ballte er zuerst die Erde zusammen, damit sie auf allen Seiten gleich sei, und gab ihr die Gestalt einer großen Kugel.“ (Buch 1, 33-35)

Ein dezenter Vorbehalt gegen die Kugelgestalt der Erde findet sich im Agricola des Tacitus (Kap. 12, S. 49), wo er von einer „ebenen Grenze“ der Erde im äußersten Norden spricht. Aus gewichtigen, konzeptionellen Gründen haben jedoch die Epikureer gegen die Erdsphäre polemisiert, da in ihrem unendlichen Weltall kein absoluter Mittelpunkt vorhanden sein konnte. Die Erde haben sie sich eher unförmig vorgestellt, hervorgegangen aus einer zufälligen und wieder vergänglichen Zusammenballung von Atomen. Lukrez schreibt, ziemlich heftig werdend (Buch 1, Zeile 1051 f., S. 74):

Lasse dich, Memmius, ja nicht verleiten zum Glauben an jene falsche Behauptung: Alles strebe zur Mitte des Weltalls, deshalb auch könne das Weltall bestehen ohne den Einfluß äußerer Anstöße, könne auch keineswegs etwa zerfallen, weil auf die Mitte sich alles stütze, so oben wie unten. Damit wähtest du, etwas könne sich ganz auf sich selber stellen und Stoffmassen, die sich unter der Erde befänden, streben nach oben und lagerten dann verkehrt auf der Erde, ebenso wie wir im Wasser die Dinge als Spiegelbild sehen; lebende Wesen gingen, angeblich, entsprechend dort aufrecht, könnten jedoch von der Erde hinab in den Himmel nicht fallen, ebensowenig wie unsere Körper etwa aus eigener Kraft in den Himmel hinauffliegen könnten; und während nun jene Wesen die Sonne erblickten, bewegten vor unseren Augen sich die Gestirne der Nacht; wir teilten die Zeiten des Himmels fristgleich mit ihnen, abwechselnd glichen den Tagen die Nächte. Dummköpfe huldigen diesem Wahn, denn sie haben (das Weltall) völlig verkehrt aufgefaßt (und mit falschen Methoden gedeutet). Kann es doch einen Mittelpunkt schwerlich geben in einer endlosen Weite.

Wird jedoch anerkannt, dass sich gerade die Konzeption einer unbeweglichen Erde im Mittelpunkt des Weltalls durchsetzte, dann folgt daraus aber auch, dass diese Erde kugelförmig gedacht wurde, und dies war eben auch die dominierende Auffassung der Spätantike. Man könnte noch einwenden, dass mit dem Christentum sich wieder verstärkt die Ansicht einer scheibenförmigen Erde durchgesetzt habe – und findet zwar bei den Kirchenvätern eine Verschiebung zu anderen Schwerpunkten, jedoch allenfalls eine Verschärfung der Diskussion um die Antipoden; wiederum sind es nur einzelne Stimmen, die eine flache Erde vertreten: Lactanz (um 300), Kosmas (6. Jh.) ein Anonymus von Ravenna und ein Aethicus. Doch das ist zu „dünn“: „Denn Kosmas, gelegentlich als Hauptvertreter der flachen Erde herausgestellt, hat auf den lateinischen Kulturkreis keinerlei Wirkung gehabt. Ebensowenig [konnten] die Kosmographie des Aeticus (neuerdings, wenn auch umstritten, Virgilius von Salzburg zugeschrieben), oder der Anonymus von Ravenna größeren Zweifel an der Kugelgestalt der Erde [säen]; ihnen fehlt gleichfalls fast jede Rezeption. Und offenbar reichte die Autorität des Lactanz, des ‚christlichen Cicero‘

nicht, der Ansicht einer scheibenförmigen Erde irgendeine Überzeugungskraft zu verleihen, obwohl dessen Erwähnung durch Copernicus und Kepler die zeitweise (und teilweise noch heute) weitverbreitete Annahme vom Vorherrschen der Scheibenform der Erde im Mittelalter durch den großen Einfluß, den ihre Werke nahmen, erheblich förderte.“ (Hamel, S. 13)

Wie bald und ungebrochen sich bereits im frühen Mittelalter die Auffassung einer kugelförmigen Erdgestalt verbreitete und weiterwirkte, ist ausführlich durch Hamel dokumentiert worden. Als ein Beispiel dieser Rezeption möchte ich Notker Labeo nennen, der von ca. 950 bis 1022 lebte und Mönch und Lehrer im schweizerischen St. Gallen war. Seine Ausführungen dazu sind sonnenklar:

(11) Alle, die sich in der Astronomie auskennen, wissen, daß die Äquinocialzone den Himmel genau zweiteilt und daß sich von ihr bis zu den äußersten Polen, ich meine: zum Nordpol und Südpol, jeweils die Hälfte des Raums erstreckt.

(12) Die Erde ist rund, und es ist uns unbekannt, ob sie (auch) auf der gegenüberliegenden Seite (von Wasser) frei ist; oben, wo sie frei (von Wasser) ist, leben die Völker, vom Äthiopischen bis zum Skythischen Meer.

(13) Die am weitesten im Süden leben, wohnen auf den Äthiopischen Inseln; für sie steht die Sonne im Zenit, wenn sie im Frühling das Sternbild Widder verläßt, beziehungsweise wenn sie im Herbst ins Sternbild Waage eintritt.

(14) Für die, die näher zu uns an der Äthiopischen Küste leben, steht die Sonne im Zenit, wenn sie in das Sternbild Stier beziehungsweise Jungfrau eintritt.

(15) Für die, die noch näher zu uns auf Meroe leben, steht sie im Zenit, wenn sie in das Sternbild Zwillinge beziehungsweise Löwe eintritt.

(16) Für die, die noch näher zu uns in der Stadt Ägyptens Syene leben, steht sie zur Zeit der Sommersonnenwende im Zenit, wenn sie in das Sternbild Krebs eintritt.

(17) Von dort reicht die menschliche Siedlung nordwärts bis zur Insel Tile (Thule), die am weitesten im Skythischen Meer liegt.

(18) Die dort leben, wohnen unterhalb des Nordpols.

(19) Dies wird daran deutlich, daß dort, wie einige Kosmographen schreiben, sechs Monate lang, von der Frühlings- bis zur Herbstnachtgleiche, ununterbrochen Tag und sechs Monate lang, von der Herbstnachtgleiche bis zur Frühlingsnachtgleiche, ununterbrochen Nacht ist.

(20) Das kommt daher: sechs Sternbilder sind für sie stets unter der Erde verborgen: steht die Sonne in diesen, dann haben sie Nacht, sechs andere stehen für sie stets über der Erde, darum haben sie Tag, wenn die Sonne in ihnen steht.

(21) Daß sie nur die sechs nördlichen Sternbilder sehen, läßt sich daran zeigen, daß über ihnen der Nordpol steht und er für sie der höchste (Punkt) ist.

(22) Das kann man schön an dem Himmelsglobus sehen, der im Kloster des heiligen Gallus jüngst unter Abt Burkhard konstruiert worden ist.

(23) Auf ihm sind alle Siedlungsgebiete der Völker bezeichnet, und wenn man ihn so einstellt, daß der Nordpol nach oben weist, dann sind die nördlichen Wendekreise zu sehen, die südlichen hingegen nicht.

(24) Von daher wissen wir, daß das Siedlungsgebiet der Menschen vom äußersten Süden bis zum fernsten Norden, sofern nicht Meere und Sümpfe es unterbrechen, gut der vierte Teil der Erde sein kann. ...

(Übersetzung Horst Dieter Schlosser, S. 327 f.)

Um diese Zeit, im 10. Jahrhundert, soll auch das Waltharilied in St. Gallen entstanden sein. Wie selbst in dieser sagenhaften Geschichte der Verfasser unterschwellig mit seinem astronomischen Wissen protzt, wenn er aus hoher Perspektive den Sonnenaufgang beschreibt (1187-88, S. 47):

Luzifer stieg inzwischen als Herold empor am Olympus,
meldend: Die Insel Cypern erblickt schon die glänzende Sonne.

Der Verfasser weiß also, dass, wenn noch nur Nachtzeit der Morgenstern (Luzifer) am Olymp glänzt, im östlicher gelegenen Zypern bereits die Sonne aufgegangen ist, und diese Erklärung setzt eigentlich voraus, dass er auch um die Kugelform der Erde gut Bescheid weiß und sich vielleicht auf einem Globus die Verhältnisse veranschaulichen konnte. Ein paar Zeilen vorher (1130 f., S. 45) schildert der Verfasser den Sonnenuntergang in ähnlicher Weise: während die Sonne im äußersten Westen untergeht, zeigt in Italien schon der Abendstern (Hesperos) „seine Spitzen“ und es ist schon Nacht geworden.

Der Herausgeber Genzmer merkt zwar dazu an: „Hier aber muss mit Hesperos der Mond gemeint sein, da die Venus nicht gleichzeitig Abendstern und Morgenstern sein kann.“ (S. 62) Mir scheint aber, dass die Absicht des Verfassers weniger die war, reale Himmelserscheinungen zu schildern, sondern generell ein astronomisches Wissen poetisch kundzutun. Wird freilich Hesperos wie üblich als Abendstern aufgefasst, dann verwundert, dass von einer spitzigen Venus gesprochen wird, was der Nacherzähler Ebersbach so kommentiert: „Sichel des Abendsterns: Damals waren die Luft noch klar und die Augen der Menschen noch scharf genug für eine Wahrnehmung des Planeten Venus als Sichel.“ (S. 115)

Wie dem auch sei, man sieht, wie schon früh in die schöne Literatur das Konzept einer kugelförmigen Erdgestalt einging. Dieses Konzept stand erst recht zur Zeit des Columbus kaum noch zur Debatte. Freilich ist es ein großer Unterschied, ein solches Konzept nur theoretisch anzuerkennen oder tatsächlich über den westlichen Seeweg nach aufzubrechen. Dagegen gab es viele Einwände, z.B. alles verschlingende Wasserstrudel, Bermuda-Dreiecke, plastisch geschildert von Dante (Hölle, 26. Gesang), wie Odysseus und seine Gefährten sich aufs offene Meer Richtung Äquator hinauswagten, und es klingt schon, als ob es ein Columbus sei, der das berichtet:

Wir wurden alte Männer, bis wir endlich
an jene enge Wasserstraße kamen,
wo Herkules die Warnungszeichen setzte,
auf daß der Mensch sich hier nicht weiter wage.
Ich aber ließ Sibilia zur Rechten
und hatte links schon Setta hinter mir
und – „Brüder“, sprach ich, „die durch
 hunderttausend
Gefahren nach dem Westen seid gelangt,
entziehet nicht dem kurzen Lebensabend,
der uns noch bleibt, die sinnliche Erfahrung
der unbewohnten Welt dort nach der Sonne!
Bedenkt, wes hohen Samens Kind ihr seid
und nicht gemacht, um wie das Vieh zu leben!
Erkenntnis suchet auf und Tüchtigkeit.“
Mit dieser kurzen Rede stachelte ich
meine Genossen auf und trieb sie vorwärts
so scharf, daß niemand sie gezügelt hätte.
Das Hinterschiff dem Morgen zugekehrt,
mit tollen Ruderschlägen ging der Flug
hinaus und vorwärts, immer mehr nach links.
Bald sah man nachts des andern Poles Sterne,
und wie sie alle kamen, sank der unsre,
bis er sich nicht mehr aus dem Meer erhob.
Schon fünfmal hatte volles Licht vom Mond
herabgestrahlt und fünfmal war's geschwunden
seit wir zur großen Fahrt uns aufgemacht.
Da tauchte dunkel in dem fernen Dunst
ein Berg herauf und schien mir riesenhoch,
so hoch, wie ich noch nichts gesehen hatte.
Wir jubelten. – Die Lust ward bald zunichte,
denn von dem fernen Lande kam ein Wirbel,
der faßte an der Spitze gleich das Schiff

und dreht es dreimal um im Strudelkreise,
beim vierten hob er's hinten auf – und köpflings
wie fremde Macht es wollte, fuhr's hinab.
Dann schloß sich langsam über uns das Wasser.³³

Die Auseinandersetzungen des Columbus betrafen kaum die Kugelgestalt der Erde, sondern ihre tatsächliche Größe. Columbus verwendete aus den antiken Überlieferungen die Werte kleinerer Erdumfänge und setzte die äußersten Teile „Indiens“ bzw. Asiens, d.h. Japans, so an, dass sie möglichst nahe nach Westeuropa rückten. Man sehe sich hingegen auf einem Globus die tatsächliche Entfernung zwischen Spanien und Japan einmal an, da liegt nämlich noch der Pazifik dazwischen! Vom westlichen Seeweg zum eigentlichen Indien braucht man gar nicht zu reden, das wäre schon bald einer Weltumsegelung gleichgekommen, oder:

Der schöpferische Irrtum
Irrtümer haben ihren Wert;
jedoch nur hie und da.
Nicht jeder, der nach Indien fährt,
entdeckt Amerika.

Erich Kästner

Wie kam es dann zum Fehler „flache Erde“? Wie Russell zeigt, gab es bis ins 19. Jahrhundert nur ganz wenige, vereinzelte Schriften, in denen auf eine frühere flache Erde angespielt wurde. Im Jahr 1828 veröffentlichte jedoch der Schriftsteller Washington Irving (1783-1859) sein Buch „History of the Life and Voyages of Christopher Columbus“, in dem einprägsam geschildert wird, wie Columbus sich in der Universität von Salamanca mit den größten

³³Gemeint sind die Säulen des Herkules bzw. die Straße von Gibraltar. – Sebilis ist Sevilla. – Setta is Ceuta. – Der riesige Berg ist der des Fegefeuers, des Purgatoriums.

Gelehrten Spaniens herumschlug, die ihm, dem Dilletanten, kurz gesagt entgegenhielten, dass die Annahme einer kugelförmigen Erde nicht mit der Bibel zu vereinbaren sei; diese Szene wurde zu einem der beliebtesten Mythen über Columbus. (Nachzulesen bei Pleticha, S. 176-183; in diesem Buch fand ich die Schilderung Irvings über den Ausschuss von Salamanca ganz wiedergegeben, nicht in der gekürzten Irving-Fassung von Grümmer.) Man findet von diesem Buch ausgehend langsam eine vermehrte Bezugnahme auf ein „früher dachten die Menschen, die Erde sei eine Scheibe“, jedoch noch immer nicht mit allgemeiner Verbreitung. Immerhin, so Russell, findet man nun auch in Europa, z.B. von Vertretern der französischen Akademie der Wissenschaften, vermehrte Bezüge zum „Flat Error“.

Aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde diese Ansicht allgemein. 1892 wurde das 400. Jubiläum der Entdeckung Amerikas gefeiert und zu diesem Anlass fand im Sommer 1893 die Weltausstellung in Chicago statt. (Kretschmer, S. 132 f.) Am Vorabend des Ersten Weltkriegs schien es so, als ob in Westeuropa und in den USA der Höhepunkt der Zivilisation erreicht worden sei und man blickte arrogant auf die zurückgebliebenen Länder der übrigen Welt herab, die man zu Kolonien gemacht hatte, und ähnlich herablassend betrachtete man die Zeiten vor Columbus und Copernicus. Wie sich im Einzelnen der „Flat Error“ um die Welt ausbreitete, ist mir aus den Ausführungen Russells nicht klargeworden bzw. da scheinen sich für die Ideologie- und Mentalitätsgeschichtler noch weitere Forschungslandschaften aufzutun.

Das älteste Zeugnis aus dem deutschsprachigen Raum, das schon einen deutlichen „Flat Error“ aufweist, fand ich bisher bei August Bebel in seinem Buch „Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode“, das in zweiter Auflage 1888 erschien: „Der heilige Laktantius und der heilige Augustinus – letzterer wohl nach Paulus das größte Kirchenlicht – verspotteten die Lehre des Ptolemäus von der Kugelgestalt der Erde und lehrten, sie sei eine

Scheibe, und Sonne, Mond und Sterne am Gewölbe des Himmels befestigt. Und noch mehr als tausend Jahre später galten die Lehren von Kopernikus, Galilei und Newton als Ketzereien.“ (S. 168) Der „flat error“ erscheint hier erst ansatzweise, aber an exponierter Stelle, nämlich beim zusammenfassenden Schluß des Buches, indem dem Kirchenvater Augustinus die Lehre von der „flachen Scheibe“ unterschoben und als typisch für die folgende christlichen Jahrhunderte dargestellt wird. Zurecht hebt Bebel zwar in diesem Buch die großen Kulturleistungen der Araber hervor, im Kontrast dazu wird aber das spätantike und mittelalterliche Christentum eben zu finster dargestellt. Es wäre interessant zu sehen, ob sich auch schon in der ersten Auflage von 1884 diese Stelle findet, doch gilt die Erstauflage als verschollen.

Vom ausgehenden neunzehnten Jahrhundert ab wurde jedenfalls der „Flat Error“ auch in Schulbüchern usw. breitgetreten und Bestandteil der Allgemeinbildung. Ein Buch aus dem Jahr 1900 beginnt schon so: „Four hundred years ago most of the people who lived in Europe thought that the earth was flat.“ (Shaw, S. 9) Und die Dispute zwischen Columbus und seinen Widersachern werden so verdichtet: „‘The earth is a sphere’, he said; ‘those foolish stories of its being flat and supported on a turtle’s back cannot be true.’ But those persons to whom he talked only laughed the more.“ (S. 26) Ich übersetze: „Vor vierhundert Jahren dachten die meisten Menschen, die in Europa lebten, dass die Erde flach sei.“ — „‘Die Erde ist eine Kugel’, sagte er, ‚solch dumme Geschichten, dass sie flach sei und vom Rücken einer Schildkröte getragen werde, können nicht wahr sein.‘ Doch die Leute, zu denen er sprach, lachten nur noch umso mehr.“

Literatur

BEBEL, AUGUST: Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Schwanitz, Berlin 1999 (nach der 2. Auflage von 1888).

CICERO, MARCUS TULLIUS: Vom Wesen der Götter, herausgegeben von Johann Hermann von Kirchmann und Heinz-Jürgen Steffen, Essen o.J. ca. 1995.

CLAUDEL, PAUL: Das Buch von Christoph Columbus, in: Joachim Schondorff (Hrsg.): Französisches Theater des XX. Jahrhunderts, Stuttgart usw. ca. 1960.

DANTE ALIGHIERI: Die Göttliche Komödie, deutsch von Karl Vossler, Stuttgart 1977.

Das Waltharilied und die Waldere-Bruchstücke, übertragen, eingeleitet und erläutert von Felix Genzmer, Stuttgart 1963.

Das Waltharilied, nacherzählt von Volker Ebersbach, Berlin 1988 (2. Auflage).

DIOGENES LAERTIUS: Leben und Meinungen berühmter Philosophen (Apelt/Zekl), Hamburg 1998.

FISCHER, JOSEPH A. (Hrsg.): Die Apostolischen Väter, München 1976 (7. Auflage).

FRIEDRICH, WERNER: Geschichte der evangelischen Gemeinde in Straubing, Sonderdruck aus: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung, Jahrgang 86, (1985).

FRIEDRICH, WERNER: Thomas Kirchmair, genannt Naogeorgus. Lebensbild eines bedeutenden Straubingers mit einem Literaturverzeichnis zu Biographie und Werk, Sonderdruck aus: Jahresbericht des Historischen Vereins für Straubing und Umgebung, Jahrgang 89, (1987).

FRONING, RICHARD (Hrsg.): Das Drama der Reformationszeit, Stuttgart 1894, Nachdruck Darmstadt 1964. Darin eine Übersetzung von Naogeorgs Pammachius durch Justus Menius.

HACKS, PETER: Columbus, oder: Die Weltidee zu Schiffe, Schauspiel in fünf Aufzügen, in: Stücke, Leipzig 1974.

HAMEL, JÜRGEN: Die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde im europäischen Mittelalter bis zum Ende des 13. Jahrhunderts – dargestellt nach den Quellen, Münster 1996.

HOWALD/GRÜN WALD: Die Anfänge der abendländischen Philosophie, Fragmente und Lehrberichte der Vorsokratiker, eingeleitet von Ernst Howald, übertragen von Michael Grünwald, Zürich 1949/1970.

IRVING, WASHINGTON: Leben und Reisen des Christoph Columbus, neu herausgegeben und gekürzt von Gerhard Grümmer, Rostock 1984.

KOYRÉ, ALEXANDRE: Leonardo, Galilei, Pascal. Die Anfänge der neuzeitlichen Wissenschaft, Frankfurt/Main 1998. (Darin Galileis angeblicher Auftritt am Schiefen Turm von Pisa vor einer Versammlung unbelehrbarer Aristotels-Anhänger).

KRETSCHMER, WINFRIED: Geschichte der Weltausstellungen, Frankfurt/Main und New York 1999.

LUKREZ: Vom Wesen des Weltalls, hrsg. v. Dietrich Ebner, Leipzig 1989.

MARTINI, FRITZ: Deutsche Literaturgeschichte, Stuttgart 1972 (16. Auflage).

NAOGEORG, THOMAS: Sämtliche Werke I, herausgegeben von Hans-Gert Roloff, Erster Band, Dramen I: Tragoedia nova Pam-machius nebst der deutschen Übersetzung von Johann Tyrolff, Berlin/New-York 1975.

OVID: Metamorphosen, Übersetzung Michael von Albrecht, München 1981/1998.

PLATON: Sämtliche Werke 3 (Phaidon, Politeai), Übersetzung Schleiermacher, Hamburg 1958/1977.

PLETICHA, HEINRICH: Kolumbus. Person-Zeit-Nachwelt, Gütersloh 1977.

PLINIUS, DER ÄLTERE: Naturkunde, Band 2, Darmstadt 1997 (2. Auflage).

RUSSELL, JEFFREY BURTON: Inventing the flat earth, Columbus and modern historians, Westport (Connecticut)/London 1991/97.

SCHLOSSER, HORST DIETER (Hrsg.): Althochdeutsche Literatur mit Proben aus dem Altniederdeutschen, Ausgewählte Texte mit Übertragungen und Anmerkungen, Frankfurt/Main 1970/1976.

SEALSFIELD, CHARLES: Die Prärie am Jacinto, Erzählung, mit einem Nachwort von Karl Konrad Polheim, Stuttgart 1964. (Es handelt sich um einen Auszug aus Sealsfields „Kajütenbuch“).

SHAW, EDWARD R.: Discoverers and Explorers, New York, Cincinnati und Chicago 1900.

TACITUS: Sämtliche Werke, unter Zugrundelegung der Übertragung von Wilhelm Bötticher neu bearbeitet von Andreas Schaefer, Essen ca. 1990.

THEOBALD, LEONHARD: Das Leben und Wirken des Tendenzdramatikers der Reformationszeit Thomas Naogeorgus seit seiner Flucht aus Sachsen, Leipzig 1908.

TRILLITZSCH, WINFRIED (Hrsg.): Der deutsche Renaissance-Humanismus, Frankfurt/Main 1981.